

Martin Kolozs

IN MENSCH ENGESTALT

Roman

Diese Geschichte ist erfunden, dennoch stützen sich ihre Handlung
und Figuren auf reale Geschehnisse und Vorbilder.

Copyright 2020, Buchverlag TEXT/RAHMEN, Marlovics Uhl Medien GmbH, Wien
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Autorenporträt: Kurt Prinz, www.kurtprinz.at
Schriftgestaltung: TEXT/RAHMEN, www.polenimschaufenster.com
Lektorat: Oliver Poschner
Umschlaggestaltung und Satz: Dominik Uhl
ISBN 978-3-9504916-8-5

Dieses Buch wurde vom Bundesministerium
für Kunst, Kultur, öffentlicher Dienst und Sport unterstützt.



Bundesministerium

Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Martin Kolozs

IN MENSCH ENGESTALT

Roman

**»DENN WIR HABEN NICHT GEGEN MENSCHEN
AUS FLEISCH UND BLUT ZU KÄMPFEN,
SONDERN GEGEN DIE FÜRSTEN UND
GEWALTEN, GEGEN DIE BEHERRSCHER
DIESER FINSTEREN WELT, GEGEN DIE BÖSEN
GEISTER DES HIMMLISCHEN BEREICHS.«**

(EPH 6,12)

**»DURCH EINEN EINZIGEN MENSCHEN
KAM DIE SÜNDE IN DIE WELT
UND DURCH DIE SÜNDE DER TOD
UND AUF DIESE WEISE GELANGTE DER TOD
ZU ALLEN MENSCHEN,
WEIL ALLE SÜNDIGTEN.«**

(RÖM 5,12)

PROLOG

CROMWELL ROAD, BOSTON, MASSACHUSETTS, USA

13. AUGUST 1996

Die Luft war zum Ersticken. Seit Tagen hatte er kein Fenster mehr geöffnet, aus Angst, man könne den Geruch im Haus auf der Straße wahrnehmen; süß wie Sirup war er und fühlte sich auch auf der Haut so an.

Er spürte den Puls in seinen Ohren, das Schlagen des Herzens hinter seiner Brust, und folgte mit seinen Augen den vorbeihuschenden Signallichtern über die Zimmerwände.

»Mister Malloy, haben Sie gehört? Geben Sie mir ein Zeichen, dass Sie mich verstanden haben!«

Er sah nach draußen und die Polizisten mit ihren Gewehren im Schulteranschlag; sie zielten auf sein Haus wie auf ein großes Tier, das sie bei Nacht in die Enge getrieben, aber mit dessen Gegenwehr sie nicht gerechnet hatten.

»Mister Malloy, ich muss wissen, ob es Lizzy gut geht!«

Die Stimme des Einsatzleiters brach beim Namen des Mädchens wie ein Ast im Wind; er selbst war Vater einer Tochter im gleichen Alter und ertrug kaum die Vorstellung, dass ihr Ähnliches widerfahren könnte; die Angst, die Schmerzen, die unauslöschliche Erinnerung.

»Treten Sie ans Fenster, Mister Malloy, damit ich Sie und Lizzy sehen kann! Dann verspreche ich Ihnen, dass wir gemeinsam einen Ausweg finden! Hören Sie mich?«

Er duckte sich unter dem Lichtkegel des Suchscheinwerfers weg und robbte wie ein glänzendes Reptil nach hinten durch den Wohnraum; seine nackte Haut berührte dabei kaum den Teppichboden, aber sein erigierter Penis ließ ihn den Wechsel der Temperaturen sofort bemerken, als er in die Küche mit den kalten Steinfliesen kam.

»Mister Malloy ...«

Er hielt sich die Ohren zu und schloss seine Augen; totenstill und nachtfenster war es in ihm. Nichts konnte ihm hier etwas anhaben, niemand würde ihn hier finden. Denn alle waren schon da, die er um sich haben wollte: Lauren, Sibyll, Megan und jetzt Lizzy. Seine Lieblinge, seine kleinen Engel. Mit ihnen würde er die Ewigkeit verbringen. In der Gegenwart des Größten. Das hatte er ihnen versprochen, als sie weinten.

»Du musst dich nicht fürchten«, hatte er dann gesagt, »wir werden alle zusammen und für immer jung sein«, bevor er ihnen die Kehlen wie Opferlämmern durchschnitt und aus ihren Wunden trank.

»Mister Malloy ...«, der Einsatzleiter brüllte wie verzweifelt in sein Megafon, um den Propellerlärm des mittlerweile angeforderten Polizeihubschraubers zu übertönen, »... kooperieren Sie mit uns, oder Sie lassen mir keine andere Wahl!«

Er lugte durch das Küchenfenster in den Hinterhof, wo sein Hund im Zwinger laut bellte und panisch im Zick-

zack sprang. Dahinter hatte ein Scharfschütze im Gebüsch Position bezogen und wartete auf seinen Schießbefehl.

»Mister Malloy, die Zeit ist um! Ich fordere Sie zum letzten Mal auf, mit erhobenen Händen herauszukommen und ...«

Mit einem gellenden Schrei sprang er auf die Beine, griff nach einem Messer und stürmte hinaus ins Freie. Aber noch bevor er die unterste Treppenstufe erreicht hatte, durchschlug eine Kugel aus einem M24-Gewehr seine Stirn und sprengte seinen Hinterkopf weg.

1. TEIL

MEIDET DAS BÖSE IN JEDER GESTALT!

(1 THESS 5,22)

22. BIS 23. JANUAR 1997

1

Boston College, Chestnut Hill, Massachusetts. Die Diskussion zwischen Kessler und einer Dozentin der Harvard Medical School wurde von einem regionalen Fernsehsender übertragen und war für ein paar Tage der Aufmacher der Lokalpresse gewesen; entsprechend groß war das Interesse, und so musste die Veranstaltung aus einem Hörsaal in die Campus-Aula verlegt werden, wo einige hundert Leute Platz fanden. Im Publikum saßen daher nicht nur die Professoren und Studierenden der theologischen Fakultät, welche diesen Abend geplant und organisiert hatte, sondern auch viele von außerhalb, die in der Zeitung oder auf einem Plakat an der Tankstelle gelesen hatten, worum es bei dem angekündigten Streitgespräch ging: »Der Teufel – Person oder symbolische Realität?« Und welche sich neben wissenschaftlichen Argumenten vor allem auch bildhafte Berichte über diabolische Erscheinungen, dämonische Besessenheit und wahnhafte Halluzinationen erwarteten.

Diesen Eindruck hatte Kessler jedenfalls nach der ersten Hälfte der Auseinandersetzung gewonnen, in der er hauptsächlich damit beschäftigt war, die akademischen Angriffe von Doctor Hazel Montgomery-Adler zu parieren, die keinen Zweifel daran ließ, was sie allgemein vom Exorzismus der römisch-katholischen Kirche hielt und im Besonderen von all denjenigen, die das Ritual als Methode zur Linderung oder gar Heilung von psychischen Erkrankungen anwendeten.

»Ich sage es in aller Deutlichkeit: Der Exorzismus ist für sich betrachtet ein Teufelszeug, aber nicht mehr! Bestimmt ist er keine Therapie oder kann diese ersetzen! Und jeder Exorzist ist, meiner Meinung nach, ein Scharlatan, wie jeder, der zu ihm geht, um sich helfen zu lassen, auf ein Versprechen hereingefallen ist, welches eindeutig eine Lüge ist, denn der Exorzismus – egal welcher Religion – hilft nicht, bestenfalls ist er ein Placebo, aber er heilt niemanden, nicht auf Dauer!«

Ein Raunen ging durch den Saal, und Kessler bemerkte die Blicke, die auf ihn gerichtet waren.

»Was entgegnen Sie diesen Vorwürfen, Father?« Andrew Sullivan, der Moderator des Gesprächs, der zwischen ihnen auf dem Podium saß, hatte sich von der Psychiaterin, die sichtlich mit sich zufrieden war, abgewandt und schenkte jetzt Kessler seine ganze professionelle Aufmerksamkeit. »Können Sie uns vielleicht aus Ihren Erfahrungen berichten, die Sie während Ihrer Tätigkeit gemacht haben?«

Doctor Hazel Montgomery-Adler schnaubte verächtlich.

»Ich kann mir vorstellen«, fuhr Andrew Sullivan indes-
sen unbeeindruckt fort und warf einen heischenden Blick
in Richtung der Kameras, »dass Sie durch die zahlreichen
Fälle, die Sie in den vergangenen Jahren exorziert haben,
eine völlig andere Meinung vertreten?«

Kessler zog die Stirn in Falten und massierte mit Dau-
men und Zeigefinger der rechten Hand seine Nasenwur-
zel; er schien angestrengt oder der Sache überdrüssig zu
sein.

»Anders gefragt – und es ist wahrscheinlich die einzige
Frage, die sich alle hier im Raum und zuhause vor den
Empfangsgeräten stellen: Gibt es den Teufel? Und wenn
ja, wie sieht er aus?«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein!«

Hazel Montgomery-Adler verlieh ihrer Fassungslosig-
keit noch zusätzlichen Ausdruck, indem sie ihr Gesicht in
die Hände legte und wie kapitulierend den Kopf schüttelte.

»Doch, Doctor, ich glaube nämlich, es ist genau das,
was unsere Zuseher wissen möchten.«

Vereinzelter Applaus war zu hören, und Zustimmungsrufe.

»Also, was sagen Sie, Father, gibt es den Teufel? Kön-
nen Sie uns das verraten?«

Kessler hatte kaum die Gelegenheit zu antworten, da
schnitt ihm Hazel Montgomery-Adler bereits das Wort
im Mund ab und protestierte: »Kein Buch der Heiligen
Schrift lässt den Schluss auf die Existenz Satans oder eines
seiner Dämonen zu! Vielmehr gilt in aufgeklärten Kreisen
die Überzeugung, dass ...«

»Meine Frage war an Father Kessler gerichtet!« Mit einer unmissverständlichen Handbewegung hatte Andrew Sullivan den Redefluss der Psychiaterin gestoppt und dafür einen strafenden Blick von ihr geerntet. Trotzdem fuhr er unbeirrt fort: »Wie lautet also Ihre Antwort?«

Kessler setzte sich aufrecht hin und benetzte seine Lippen, bevor er zurückhaltend in der Lautstärke, aber bestimmt im Tonfall sagte: »Es gibt für mich keinen Zweifel, dass es den Teufel gibt.«

Der Moderator nickte zufrieden, während Hazel Montgomery-Adler ihre Augenbrauen hob und entnervt schnaubte.

»Wollen Sie damit ausdrücken, Father, dass Sie dem Teufel bei einer oder mehreren Gelegenheiten schon leibhaftig begegnet sind?«

»Nein.«

»Dann verstehe ich Ihre Aussage nicht!«

Kessler unterdrückte den Impuls, aufzustehen und von der Bühne zu gehen; ihm war plötzlich unbegreiflich, wie er hierfür seine Zustimmung hatte geben können, und er fühlte sich, als wäre er nicht der Ehrengast des Abends, sondern als säße er auf dem heißen Stuhl.

Die kurze Pause nützte Hazel Montgomery-Adler wiederum für sich, als sie herausplatzte: »Die Namen *Satan* oder *Teufel* sind nichts anderes als Personifikationen, die einem Mythos entstammen, es sind Redeweisen, die ...«

»Sie irren sich«, donnerte Kessler zurück und zog damit alle Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Der Teufel ist real! So real wie Sie und ich und jeder andere Mensch auf dieser

Welt, weil er, wie wir, ein Teil von Gottes Schöpfung ist!«

Abermals war ein Raunen aus dem Publikum zu hören, dieses Mal jedoch lagen Unglaube und Ablehnung darin.

»Ich denke, das müssen Sie uns genauer erklären, Father Kessler«, startete Andrew Sullivan einen Vermittlungsversuch. »Wenn ich die Reaktion unserer Zuseher richtig interpretiere, dann ist es wohl für die meisten von ihnen nicht wirklich nachvollziehbar, dass der Teufel ein Geschöpf Gottes sein soll.«

»Das ist er aber«, betonte Kessler und ließ die Wirkung seiner Aussage sich voll entfalten. »Auf dem vierten Laterankonzil ...«

»Wann war das, Father?«

»Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ...«, Kessler sortierte seine Gedanken, »... im Jahr 1215, um genau zu sein. Es wurde von Papst Innozenz III. einberufen.«

Der Moderator bedankte sich und gab Kessler gleichzeitig zu verstehen, er möge weiterreden.

»Auf dem vierten Laterankonzil wurde also dargelegt, dass Gott der Ursprung aller Dinge ist, der eine Schöpfer von allem Sichtbaren und Unsichtbaren, von allem Geistigen und Körperlichen.«

»Und damit auch des Teufels?«

Andrew Sullivan wirkte seltsam angespannt, und auch die Konzentration im Saal war viel höher als zuvor.

»Nein. Es ist zwar die Überzeugung der Kirche, dass der Teufel und seine Dämonen ihrer Natur nach von Gott als gut geschaffen wurden, aber sie lehrt auch, dass alle bösen Geister durch sich selbst schlecht geworden sind.«

Blasses Erstaunen.

»Schon Papst Leo der Große stellte Mitte des fünften Jahrhunderts fest: Wer sagt, der Teufel sei anfangs nicht als guter Engel von Gott erschaffen worden und sei seiner Natur nach nicht ein Werk Gottes, sondern behauptet, er sei aus der Finsternis aufgetaucht und habe keinen Schöpfer, sondern sei selbst das Prinzip und die Substanz des Bösen, der sei ausgeschlossen.«

»Für mich klingt das, als wäre das Böse im Plan und Willen Gottes mit eingeschlossen«, konterte mit offensichtlicher Genugtuung und einer Art Siegesahnung Hazel Montgomery-Adler.

»Dem stimme ich zu.« Das erste Mal an diesem Abend wirkte Andrew Sullivan in seiner Moderatorenrolle verunsichert. »Und würde das nicht bedeuten, dass alles Schlechte, das in der Welt passiert, ebenfalls von Gott ...«

»Keinesfalls.« Kessler schlug einen unnachgiebigen und beinahe zornigen Ton an. »Wie durch einen freien Willensakt der Teufel von Gott abgefallen ist, so entscheidet sich letztlich auch der Mensch unabhängig und allein zur Sünde.«

»Aber wird er dazu nicht vom Teufel verleitet?«

Kessler lächelte kaum merkbar; *das alte Missverständnis*, dachte er, *und der Versuch, persönliche Verantwortung von sich wegzuschieben*: »Ja und nein. Der Teufel ist zwar ein geschickter Verführer und der große Widersacher der Verkündigung Jesu Christi, aber er hat keine Gewalt über uns, wenn wir es nicht zulassen. Der heilige Johannes Chrysostomus hat dazu festgestellt: »Es ist nicht der Teu-

fel, sondern die eigene Nachlässigkeit der Menschen die Ursache aller ihrer Versagen und aller Übel, die sie beklagen.«

»Aber das beweist doch nur, dass es den Teufel nicht braucht, um zu erklären, weshalb ...«

Noch bevor die Psychiaterin ihren Satz beenden konnte, leitete Andrew Sullivan bereits die Abmoderation ein, indem er, sichtbar erleichtert über das Ende der Veranstaltung, das TV-Signet zu übertönen versuchte: »Leider ist unsere Sendezeit schon vorbei, und ich komme in Teufels Küche, wenn ich mich nicht an die Anweisungen der Regie halte. Darum darf ich mich mit allem gebotenen Respekt, aber in der notwendigen Kürze bei meinen Gesprächspartnern, Doctor Hazel Montgomery-Adler und Father Thomas Kessler, der extra aus Rom zu uns gekommen ist, bedanken und wünsche Ihnen allen noch einen schönen Abend und eine gute Nacht!«

Vergnügt und zugleich befriedigt von dem soeben Gehörten wandte sich Dekan Saunders zu seiner Frau, die links neben ihm auf einem eigens für sie reservierten Platz der ersten Reihe saß, und meinte: »Was habe ich dir gesagt, Darling: Keine Spur von einem ungläubigen Thomas!« Er war ein großer, etwas dicklicher Mann, den sich eine Frau nicht wegen seines Aussehens, sondern aufgrund seines Einflusses, den er hatte oder noch haben würde, auswählte, während Elvira Saunders zwar eine verwelkende

Schönheit aus New Hampshire war, aber noch ihren verschlagenen Reiz hatte, den sie vor allem an Abenden wie diesem richtig einzusetzen wusste.

»Du solltest ihn für ein oder zwei Semester verpflichten, Joseph«, sagte sie, »das würde sicher ein paar Sponsoren mehr anziehen.«

»Denk nicht, ich hätte es nicht versucht.«

»Und was hat er dir geantwortet?«

»Er hat mein Angebot kalt abgelehnt.«

»Dann musst du dein Angebot eben attraktiver für ihn machen.«

»Das funktioniert bei einem wie ihm nicht.«

»Was soll das heißen?« Sie warf einen bemessenden Blick auf die Bühne, wo ein Tontechniker gerade das körpergetragene Mikrofon bei Kessler abnahm, als gäbe es nichts, was sie nicht bekommen könnte. »Du musst nur herausfinden, was er will, und es ihm geben.«

»Das ist nicht so einfach.«

»Du erfindest Ausreden, Joseph.«

Er lächelte sie an, aber ohne Zartgefühl.

Dann sagte er: »Du wirst ihn beim Essen ja bald selbst kennenlernen, Darling. Mach dir dein eigenes Bild.«

2

Der Empfang in der alten, holzgetäfelten Mensa war elitär und entsprach so gar nicht dem Geschmack von Kessler, der eine Einfachheit des Ortes und ein unbeschwertes Zusammensein Gleichgesinnter bevorzugte; aber er wusste,

weswegen man ihn hierhergeschickt hatte und was von ihm erwartet wurde. Also tat er seine Pflicht unter dem Anschein, es wäre ihm eine Freude, die scheinbar nicht enden wollende Vorstellungsparade von Honoratioren über sich ergehen zu lassen, und tauschte mit ihnen Lächeln und Komplimente wie Falschgeld.

Aus dem Augenwinkel bemerkte er, dass es Doctor Hazel Montgomery-Adler nicht anders erging als ihm, sie jedoch das defilierende Interesse an ihrer Person genoss, wofür Kessler sie bewunderte und nicht weniger beneidete.

»Darf ich Ihnen die ehrwürdige Francine McEnroe vorstellen?«

Vor Kessler stand jetzt eine Frau mittleren Alters, deren Gesicht durch Schönheitschirurgie entstellt war, und die ebenso viel Schmuck wie Makeup trug.

»Sie ist Mister Allister McEnroes Gattin, unseres treuesten und großzügigsten Unterstützers der vergangenen Jahre.«

Dekan Saunders, der während der ganzen Zeit neben Kessler gestanden und ihm einen um die andere vorgestellt hatte, wirkte plötzlich angespannt, so als hätte er die Befürchtung, Kessler könnte die Bemühungen, immer höhere Zuwendungen des Milliardärs zu erhalten, durch eine unbedachte Äußerung zunichtemachen.

Aber stattdessen sagte Kessler: »It's my deepest pleasure«, und machte dabei eine kleine Verbeugung, die bei Francine McEnroe für Belustigung sorgte.

»You Europeans are so charming«, gluckste sie und nickte Dekan Saunders im Weggehen bestätigend zu, dass

er an diesem Abend alles richtig gemacht hatte, was dem Versprechen, einen neuen Scheck auszustellen, gewissermaßen gleichkam.

»Ich danke Ihnen, Father«, sagte Saunders, und ihm war die Erleichterung anzusehen. »Es ist bei diesen Leuten so immens wichtig, dass alles zu ihrer Zufriedenheit ist.«

Danach führte er Kessler zu dessen Platz an der Festtafel und setzte sich auf den Stuhl daneben, gegenüber seiner Frau Elvira.

»Nennen Sie mich Elvi«, sagte sie zu Kessler, als sie einander vorgestellt wurden und sich die Hand reichten. »Die Freunde meines Mannes sind auch meine.«

Kessler lächelte zwar freundlich, aber nicht erfreut, war ihm doch jede Form schneller Vertrautheit unangenehm.

»Sie haben bei vielen Menschen heute einen bleibenden Eindruck hinterlassen, Father.«

»Danke. Es freut mich, wenn es mir gelungen ist, meinen Standpunkt klarzumachen.«

»Es war mehr als das.« Elvira Saunders beugte sich über den Tisch nach vorne, was ihr Dekolleté noch stärker betonte und ihrem Mann vor Kessler peinlich war. »Sie haben uns etwas beigebracht ...«, sie lächelte hintergründig und in Richtung von Dekan Saunders, der seinerseits Kesslers Gesichtsausdruck studierte und darüber nachdachte, wann und wie er seine Frau stoppen konnte, bevor sie sich und ihn und dazu die gesamte Theologische Fakultät lächerlich machte, »... das ist eine Gabe, die Sie zum Nutzen aller Studierenden unbedingt ausüben sollten.«

»Ich denke nicht, dass ich dafür ausreichend Zeit habe.«

»Aber die sollten Sie sich nehmen.« Sichtlich zufrieden mit ihrem unkonventionellen Vorstoß nickte sie knapp und fuhr selbstbestätigend fort: »Ja, das denke ich, und es werden Ihnen nicht nur die Studierenden dankbar dafür sein, sondern vor allem Joseph – wouldn't you, darling?«

Dekan Saunders blickte Kessler schuldbewusst an: »Offensichtlich haben Sie einen neuen Fan, Father!«

Kessler antwortete: »Ich fühle mich deswegen sehr geehrt. Aber ich muss dennoch bei meiner Entscheidung bleiben, leider!« Und gerichtet an Elvira Saunders: »Obwohl Sie mir das schönste Kompliment gemacht haben, Elvi.«

Daraufhin zwang sie sich zu einem schmalen Lächeln und zog die Schultern nach oben, als wäre ihr plötzlich kalt.

Diese Angespanntheit wich während des gesamten Essens nicht mehr von ihnen, obwohl Dekan Saunders alles daransetzte, die Stimmung wieder aufzulockern. Aber er kannte seine Frau gut genug, um zu wissen, dass sie eine Niederlage nicht so schnell verzieh, und stellte sich insgeheim darauf ein, zuhause von ihr mit Vorwürfen überhäuft zu werden und für die kommenden paar Nächte aus dem gemeinsamen Schlafzimmer ins Gästezimmer übersiedeln zu müssen.

Auch am anderen Ende des Raumes spielte sich inzwischen eine Szene ab, die scheinbar harmlos begonnen, sich aber binnen weniger Minuten zu einem Streit entwickelt hatte. Hazel Montgomery-Adler und ein Mann mit dem roten Gesicht eines Fuchses waren aneinandergeraten, und

sowohl Lautstärke als auch Wortwahl der Psychiaterin ließen keinen Zweifel daran, dass die Fragen, die ihr gestellt worden waren, einen wunden Punkt getroffen hatten.

»Diese Unterstellungen sind eine Unverschämtheit«, schäumte sie vor Wut. »Ich habe mir in diesem Fall überhaupt nichts vorzuwerfen! Das ist zweifelsfrei festgestellt und nochmals von unabhängiger Seite bestätigt worden! Was wollen Sie also von mir hören, Sie erbärmlicher Schmierfink!«

Alle Augen waren auf den Reporter gerichtet, der jedoch kein Schamgefühl zu besitzen schien, da er weiterhin sein Aufnahmegerät eingeschaltet ließ und es Hazel Montgomery-Adler wie eine drohende Faust unter die Nase hielt.

»Wir sollten jetzt besser gehen!«

Eine zierliche, aber sportlich wirkende junge Frau mit roten, zusammengebundenen Haaren über einem grauen Hosenanzug war an Kessler herantreten; bis jetzt hatte sie unbemerkt im Hintergrund gestanden und war niemandem als seine Begleitung aufgefallen, obwohl sie sich bereits während des ganzen Abends keine fünf Meter von ihm entfernt hatte.

»Was ist passiert, Detective?«

»Nichts, und das wird auch so bleiben, wenn Sie tun, was ich Ihnen sage.«

Kessler nickte zum Einverständnis und stand auf.

»Es wird Zeit für mich, zu gehen«, sagte er und grüßte Dekan Saunders und dessen Frau, die den spontanen Abschied ihres Ehrengastes einmal perplex und einmal schmallippig erwiderten.

Im Anschluss folgte er seiner Begleitung aus dem Festsaal und zu ihrem Auto, wo er erfuhr, was der Grund dieses bizarren Fluchtverhaltens war.

3

»Das war Aidan Lennox«, antwortete Detective Rees und lenkte ihr dunkelblaues Lincoln Town Car aus der Parklücke.

»Sollte mir sein Name etwas sagen?«

»Er ist investigativer Journalist für den *Boston Globe* und hat in der heißen Phase über die Kindermorde aus der Cromwell Road berichtet.« Sie blickte in den Rückspiegel, wo sie Kessler im Fond sitzen sah. »Sie wissen aber, dass Doctor Montgomery-Adler den mutmaßlichen Täter früher einmal gekannt hat?«

»Nein, davon stand nichts in meinem Dossier.«

»Überrascht mich eigentlich nicht.« Karen Rees setzte den Blinker und sah zwischen den Vordersitzen über ihre rechte Schulter nach hinten, bevor sie auf den Yankee Division Highway einbog. »Das ist schon einige Jahre her und hat mit dem Fall unmittelbar nichts zu tun.«

»Was sollte das alles dann bedeuten?«

Kessler wurde ungeduldig; ihm fehlte die Logik, die seine Welt und Arbeit zusammenhielt. *Warum das Spektakel auf dem Empfang? Warum sein überstürzter Aufbruch?*

»Ich vermute, dass jemand geplaudert hat.«

»Worüber?«

»Darüber, dass Sie nicht wirklich wegen der heutigen Veranstaltung hier sind, sondern dass diese ein arrangier-

ter Vorwand war, um Sie nach Boston zu bringen.« Karen Rees überholte einen gelben AMC Pacer, in dem ein älteres Ehepaar lebhaft miteinander diskutierte. »Ich glaube, dass entweder jemand aus dem Police Department oder dem Umkreis des Kardinals geredet hat.«

»Wozu sollte das gut sein?«

»Weil's eine gute Story ist.« Sie lächelte, bekam von Kessler allerdings nicht die entsprechende Reaktion. »Es war bestimmt kein Zufall, dass Aidan Lennox auf dem Empfang war und Doctor Montgomery-Adler provoziert hat. Ich denke, er wollte damit erreichen, dass wir wissen, dass er Ihnen auf der Spur ist, Father.«

»Und was erhofft er sich davon?«

»Aufmerksamkeit, natürlich! Neben dem Honorar, das er für einen Artikel über den Exorzismus eines Horrorhauses bekommt, ist das wahrscheinlich die einzige Währung, die ihn ...«

»Ich exorziere das Haus nicht!« Kessler unterbrach Karen Rees, ohne sie dabei anzusehen; wie in Gedanken verloren, starrte er stattdessen aus dem Fenster und beobachtete die im Dunkel liegende, schnell vorbeiziehende Stadt. »Ich bin hier, um Ihnen bei den Ermittlungen weiterzuhelfen. Mit einem Exorzismus, wie Sie ihn sich vorstellen, hat das rein gar nichts zu tun.«

»Was immer Sie sagen, Father.« Karen Rees wischte mit ihrer rechten Hand durch die Luft, als ginge es um nichts, was sie etwas kümmerte. »Das Einzige, was ich damit sagen wollte, ist, dass wir morgen damit rechnen müssen, Aidan Lennox zu begegnen.«

Sie steuerte den Wagen in die South Avenue von Weston, einem noblen Vorort von Boston, und hielt in der Einfahrt eines zweistöckigen Ziegelgebäudes, das direkt an einen modernen Sakralbau mit offenem Glockenturm anschloss.

»Holen Sie mich morgen früh, um sechs Uhr, wieder ab«, bat Kessler, stieg aus und verabschiedete sich am offenen Seitenfenster von Karen Rees: »Thanks for the ride, Detective!«

»Nichts zu danken, Father«, antwortete sie. »Schlafen Sie gut, und machen Sie sich wegen Aidan Lennox keine Sorgen. Mit Typen wie ihm kann ich umgehen; er wird Sie nicht belästigen.«

Priesterseminar, Pope John XXIII. Father Timotheus Albright war Regens im zweiten Jahr und bei den Seminaristen gut angeschrieben, weil er als ebenso kompromiss- wie hilfsbereit galt und ihm tatsächlich etwas daran zu liegen schien, die Probleme von Einzelnen oder der Gruppe zu lösen.

Ein bleibender Beweis für dieses Interesse an den verschiedenen Lebenskrisen und mitunter auch Glaubenszweifeln waren die allwöchentlichen Gemeinschaftstreffen am Dienstagabend, welche Father Timotheus als freiwilliges Angebot eingeführt hatte, und bei denen jeder alles sagen konnte und keiner etwas zu befürchten hatte, denn der beliebte Regens hörte dabei nur aufmerksam zu und sagte nur dann ein Wort, wenn er dazu aufgefordert wur-



MARTIN KOLOZS,

geboren 1978 in Graz, aufgewachsen in Innsbruck, wohnt in Wien; studierte Christliche Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck; schreibt Prosa, Lyrik, Dramen und Biografien; ist als freier Journalist und Kommentator tätig; reist um die Welt, wo viele seiner Bücher entstehen; wurde mehrfach für seine schriftstellerische Arbeit ausgezeichnet.